

Synthese aus



Foto: Kai-Uwe Schulte-Bunert

Alt & Neu

Foto: Jürgen M. Schultze



Visualisierung: renderwerke GbR



Links: der Saal der Staatsoperette Dresden, von der Bühne aus betrachtet

Oben: Dresdens neues Kulturquartier aus der Luft (August 2016)

Unten: Visualisierung der Spielstätten von Staatsoperette Dresden und Theater Junge Generation im Kraftwerk Mitte

Die **Staatsoperette Dresden** ist Deutschlands einziges selbstständiges Operettenhaus. Im Oktober feiert sie ihr 70-jähriges Jubiläum – in einer neuen, modernen Spielstätte.

Von Andreas Kunz

Stillgelegte Industriehallen und Schornsteine, die Wege aus Kopfsteinpflaster: Das Gelände des Kraftwerks Mitte wirkt aus der Entfernung wie eine jener Ruinen, derer es viele gibt im ehemaligen Arbeiter- und Bauernstaat. Doch im letzten Dezember wurde hier im einstigen Dresdner Heizkraftwerk für rund 100 Millionen Euro ein neues Kreativzentrum eröffnet, das mit Staatsoperette, Theater Junge Generation, Puppenbühne und Studiobühne gleich vier Spielstätten

Bürger engagierten sich für einen Neubau, auch finanziell: Im Rahmen der 2009 gestarteten Aktion „Ihr Name auf einem Stuhl“ kauften Firmen und Privatpersonen für 500 Euro ihren persönlichen Theaterstuhl samt Namensschild, dazu kam ein Einkommensverzicht der Belegschaft. All dies trug dazu bei, dass 2012 ein Neubau beschlossen werden konnte. 2014 war die Grundsteinlegung, und gerade mal zwei Jahre später, am 16. Dezember 2016, fand die Einweihung statt. Der vorgegebene Kosten- und Terminrahmen wurde punktgenau eingehalten – ganz im Unterschied zu anderen kulturellen Großprojekten in Deutschland, man denke an die Kölner Oper, die Staatsoper Unter den Linden oder die Elbphilharmonie.

Kein Wunder, dass sich Intendant Wolfgang Schaller sehr zufrieden äußert: „Das alte Haus in Leuben war ein Nachkriegsprovisorium mit zwei Hindernissen für unsere Kunst: einer viel zu kleinen Bühne und einer schädlichen Akustik. Nun ist die Bühne groß genug, um unsere Solisten, Chormitglieder und Tänzer angemessen zur Geltung zu bringen. Endlich ist der Orchestergraben so weitläufig, dass unsere Musiker nicht unter einer Betonplatte sitzen müssen. Jetzt hören sie die Sänger und können mit ihnen musizieren. Und schließlich lässt der um zwei Drittel größere Saal eine echte Klangentwicklung zu, die wir bisher so sehr vermissten.“ Akustisch (und thermisch-bauphysikalisch) hat Gernot Kubanek den Neubau betreut. Der Experte räumt ein: „Eine gute Akustik für die Operette zu gestalten, ist schwierig: Man muss dafür sorgen, dass Sänger unverstärkt ein ganzes Orchester überstrahlen, ohne dass diesem Energie genommen wird. Zudem sollen sich die Musiker untereinander gut hören können.“

Um dieses Ziel zu erreichen, legte man in Abstimmung mit dem Architekten, Bühnen- und Tontechnikern vor Ort sowie den Musikern und der künstlerischen Leitung als Normwert eine Nachhallzeit von 1,6 Sekunden fest: „Wir haben den Saal bewusst nicht wie ein klassisches Opernhaus konzipiert – da hätte die Nachhallzeit 1,8 bis 2 Sekunden betragen müssen“, so Kubanek. „Dies

Der vorgegebene Kosten- und Terminrahmen konnte punktgenau eingehalten werden

beherbergt. Im Foyer, ehemals eine Maschinenhalle, bilden denkmalgeschützte Fundamente und unverputzte Wände mit modern designten Glasfronten eine spannende Synthese. Saal und Bühne wurden hingegen komplett neu gebaut.

Christoph Schughart, Leiter des Bühnenbetriebs, erwartet mich am Hintereingang. Die Führung hat eine sportliche Note, beginnt die Vorstellung doch bereits in einer halben Stunde – und es gibt noch einiges zu entdecken, vor allem rund um die zirka 400 Quadratmeter große, moderne Drehbühne. „Da die Höhe des Schnürbodens – eine Zwischendecke – gut 25 Meter beträgt, können wir auch große Kulissenteile gut zur Seite oder nach oben fahren. Zu diesem Zweck stehen uns 32 Maschinenzüge zur Verfügung, alle auf Elektrobasis“, so Schughart. Aber hinter den Kulissen verbirgt sich noch viel mehr, etwa eine Prozebühne in der gleichen Größe, ein Bühnendekorationslager mit Lagermöglichkeit für etwa zwölf Inszenierungen sowie jeweils ein Orchester- und Chorprobesaal.

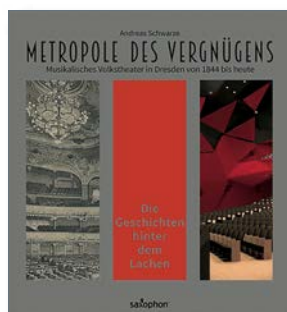
Lange war unklar, ob dieses ambitionierte Projekt überhaupt gestemmt werden konnte, war doch nach der Wende die Haushaltslage der Stadt Dresden angespannt, die Staatsoperette galt als Auslaufmodell. Doch in den Nullerjahren verbesserte sich die finanzielle Situation Dresdens erheblich, und die

Info

www.staatsoperette-dresden.de

Buch

Andreas Schwarze:
Metropole des Vergnügens –
Musikalisches Volkstheater in
Dresden von
1844 bis heute;
200 Seiten mit
350 Abbildungen;
Saxo-Phon Verlag,
Dresden;
22,90 EUR



Bei Bedarf verringern große Schläuche aus absorbierendem Material, die per Lüfter aufgeblasen werden, die Nachhallzeit.

Foto: Staatsoperette Dresden



aber hätte zur Konsequenz gehabt, dass in Operetten, wo ja auch gesprochen wird, die Wortverständlichkeit gelitten hätte.“ Besonders problematisch seien lange Nachhallzeiten für Musicals, da dort Stimmen und teilweise auch Instrumente mikrofoniert, verstärkt und über Lautsprecher übertragen werden. Ideal seien sogar weniger als 1,6 Sekunden Nachhallzeit bei dieser Gattung, die immerhin knapp die Hälfte des Programms ausmacht.

Die Lösung verbirgt sich im Deckenbereich, der über Treppenaufgänge begehbar ist. Dunkel ist es kurz vor Vorstellungsbeginn dort oben, sodass wir uns vorsichtig am Geländer entlangtasten. Christoph Schughart erklärt, dass man speziell für Musicals ein ausgeklügeltes Akustiksystem installiert habe, das aber heute – „Figaros Hochzeit“ steht auf dem Programm – nicht zum Einsatz komme. Große Akustikschläuche werden dann per Lüfter aufgeblasen, ihr hoch absorbierendes Material reduziert die Nachhallzeit ebenso wie ihr pures Volumen, das den Saal akustisch verkleinert. „Dazu kommen im Deckenhohlraum Vorhänge aus Molton-Stoff, einem beidseitig gerauten Baumwollgewebe, die elektrisch und zum Teil auch händisch auf- und zugezogen werden können“, ergänzt Akustikexperte Kubanek. „Durch diese Maßnahmen – das Ganze dauert nur etwa eine Viertelstunde – kann im mittel- und hochfrequenten Bereich die Nachhallzeit um 0,2 bis 0,3 Sekunden verringert werden. Das sind zwar von den Werten her keine Welten, aber man kann dennoch deutlich nachvollziehen, wie sich die Akustik verändert.“

Knapp vor Vorstellungsbeginn schaffe ich es gerade noch in den Zuschauerraum, der mit seinen knallig-roten Wandpanels in kristallinen Strukturen fast flippig wirkt. Ansteigende Zuschauerreihen garantieren beste Sicht von allen 700 Plätzen. Vor ausverkauftem Haus wird „Figaros Hochzeit“ in deutscher Sprache gegeben, um dem Publikum die Pointen direkter zu vermitteln. Dies gelingt vor allem in den Rezitati-

ven (auch wenn flüssiges Parlando in deutscher Sprache schwierig ist), nicht zuletzt aufgrund der klaren, wenn auch etwas trockenen Akustik. Musikalisch ist das Niveau trotz einiger Wackler solide, die Inszenierung schwankt zwischen frech und gefällig. Ein wenig sucht sie ihr Profil zwischen den Traditionen der volkstümlichen Spieloper, der „seriösen“ Oper und des modernen Regietheaters.

Dabei lebt hier in Dresden eine Tradition musikalischer Volkstheater, die weit älter ist als die Geschichte des Operettenhauses, dessen 70-jähriges Bestehen man im Oktober feiert. Sie begann, als im Zuge der Freiheits- und Demokratiebewegung das Bürgertum sein eigenes Theater einforderte. „In vielen theatralischen und musikalischen ‚Dilettantenvereinen‘ pflegte man selbst die Kunstausbübung“, erklärt Andreas Schwarze, Autor des Buches „Metropole des Vergnügens – Musikalisches Volkstheater in Dresden von 1844 bis heute“. „Die wohlhabenden Handwerker, Hofbeamten, Pensionäre und die Kunst-Touristen, die schon damals nach Dresden in die Kunstsammlungen strömten, füllten die Volkstheater ebenso wie das neu entstehende Proletariat der rasant wachsenden Vorstädte.“ So gab es in Dresden vor dem Zweiten Weltkrieg gleich vier Volkstheater.

Nach der Verwüstung der Innenstadt wurde im Stadtteil Leuben ein

Vorgänger der Staatsoperette in einem ehemaligen Gasthof gegründet („Feenpalast“). Am 2. Oktober 1947 hatte dort das Operettenensemble mit der „Lustigen Witwe“ von Lehár seine erste Premiere. Fritz Steiner war es, der als Direktor 1963 die Einführung des Titels „Staatsoperette“ durchsetzte, um es gleichwertig neben den Betriebsstellen „Staatsoper“ und „Staatsschauspiel“ erscheinen zu lassen. Obwohl die „Staatsoperette“ vier Jahre später aus dem Verband der Staatstheater entlassen wurde und rechtlich zum Stadttheater wurde, hat man „auf Grund des überregionalen Erfolges des Theaters und seiner nationalen und internationalen Bekanntheit als DDR-Erstaufführungsort von Musicals wie zum Beispiel ‚My Fair Lady‘ beschlossen, den Namen ‚Staatsoperette‘ als werbewirksame Marke beizubehalten“, so Schwarze.

Einen Namen gemacht hat sich die Staatsoperette nicht zuletzt durch ihr Johann-Strauss-Repertoire, aber auch durch Rekonstruktionen und Wiederaufführung vergessener oder verdrängter Werke. Zudem ist es am neuen Standort gelungen, eine Industriebrache durch modernes Volkstheater wiederzubeleben. Ein Pfund, mit dem man neben Konkurrenten wie Nürnberg oder Hannover wuchern kann, wenn eine deutsche Kulturhauptstadt Europas für 2025 gekürt wird. ■